

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Markgräfler. 1924-1932 1930

24 (31.12.1930)

Der Markgräfler

Freie deutsche Zeitung für das schaffende Volk in Stadt und Land
Erscheint halbmonatlich. Durch jede Postzeitungsstelle zu beziehen. Vierteljährlich Mt. 1.50

Nr. 24

Lörrach, 31. Dezember 1930

7. Jahr

Ein Jahr geht hin

Ein Jahr geht hin, das andere kommt,
ein jedes nimmt und keines frommt:
Es naht im falschen Schein des Glücks
und birgt Verderben hinterrücks.

Was ist ein Jahr? Ein Staub im Flug,
ein Zuck im Puls, ein Atemzug,
ein unbewußter Wimpernschlag:
Und tausend Jahre Gott ein Tag!

Und Myriaden Tage sind
ein Nebelwehn im Fieberwind —
und du, der Mensch, was bist denn du?
Ein Traum im Schlaf der Helle zu!

Und wieder ist ein Quell des Lichts
dein Herz, und Sonnen sind ihm Nichts!
Das ganze All mit Stern an Stern
kreist in des Blutes kleinstem Kern.

Das Maß des Jahrs ist untertan
dem Blutgang deiner Adernbahn —
was also kümmert deinen Geist,
ob dieses kommt, ob jenes reißt?

Vorüber deinem Wesen tost
der Strom der Zeit, du stehst getrost,
du, der unsterblich wesend ist
durch Gott als Menschen, unfern Krist!

Bildung und Wille

Von Ludwig Brehm, Hochheim

In die geistige Not des Deutschtums dröhnt das herbe Mahnwort von Goethe: „Genießen macht gemein!“ Es strömt aus seinem innersten Wesen. Darum ist es ungerecht, wenn man um einer Antithese willen über ihn urteilt: „Am Frauenplan haust er in sattem Behagen.“ Das verwirrt die Gefühle der völkischen Jugend. Sie wird lieber ein anderes Wort von Urban Greif auf Goethe beziehen, nämlich die Forderung „unbedingter Ehrfurcht, die ein Volk vor seinen eigenen Lebensformen haben muß“, weil er in der Tat als gewaltige, fortwirkende Kraft „wesensbildend ins Volk eingedrungen“ ist.

Er soll heute ausgerechnet durch Platon überwunden werden? Die gesamte Geistesgeschichte kennt keine zwei Genien von engerer Verwandtschaft im innersten Bereich ihrer Weltanschauung, als Platon und Goethe! Wie kann man beim Vergleich der Beiden das Dämonische in Goethes

Natur nicht spüren! So hat ihn der beherrschte Wieland im einzigen hingerissenen und hinreißenden Gedicht seines Lebens erfasst. Goethe selbst bezeugt immer wieder, er müsse sich „vor dem furchtbaren Wesen retten, indem er hinter ein Bild flüchte“. Gerade weil er von Dämonen umgetrieben war, die ihn mit ungeheueren Gesichten und Erkenntnissen erschütterten, aber auch sein nach Einheit und Ordnung drängendes Wesen zu zerstören drohten, warf er sich mit der ganzen kasteienden Kraft seines Willens dagegen. Der Ausgang des Kampfes war lange Jahre zweifelhaft, der Sieg mit brennenden Narben erkauft. Hierin liegt der tiefste Grund für seine spätere Verschllossenheit und scheinbare Marmorlalte, auch für die gewiß peinerregende Abkehr von Kleist: er wollte nicht von neuem in den Strudel hineingezogen werden. Der Instinkt der Reife bringt auf Ökonomie der Kräfte, sobald das Jugendalter wahlloser Aufgeschlossen-

heit vorüber ist. Klagt doch auch Jean Paul über den „felsichten Schiller, von dem wie von einer Klippe alles Fremde zurückspringt“.

Goethes Waffe und Heilmittel war lebendige Bildung. Sie hat mit Aesthetentum, dürrem Wissen oder lebensferner Kritik nicht das mindeste zu tun. Vielmehr ist sie das schöpferische und willensmächtige Streben, die unendlichen Eindrücke und Empfindungen durch Vereinheitlichung zu meistern und dann werbend weiterzugeben. Die Deutschen haben keinen göheren und fruchtbareren Erzieher als Goethe. Er sah in der Geschichte kein Herbarium trockener Tatsachen für Bücherwürmer, sondern ihm galt als ihr Bestes „der Enthusiasmus, den sie erregt“. Er brachte die statischen Lehren der Naturwissenschaft in dynamischen Fluß. Er hamsterte nicht wie geschmäckerliche Sammler die Literaturen fremder Völker zu selbstlichem Genuß ein, sondern sein Kosmopolitismus war geistige Welteroberung für das Deutschtum. Daß alle Bildung unmittelbar und ethisch aufs Leben wirken soll, zeigt wahrhaftig Wilhelm Meister und im höchsten Sinne Faust, der von Genuß und Wissen unersättlich zur Tat stürmt und noch erblindet dem Meere den Boden für künftige Geschlechter entreißt.

Es ist grundverkehrt, Goethe und Schiller gegen einander auszuspielen, wenn die geistigen Führer für das völkische Deutschtum zu küren sind, denn es braucht beide Dioskuren gleich notwendig. Deutsche Gemütskraft, erdwarm und tiefgewurzelt, ist im Schöpfer von Hermann und Dorothea am reichsten entfaltet. Der deutsche Idealismus hat sich in leuchtender Erhabenheit in Schiller verkörpert. Weil Schiller einfacher und durchsichtiger ist, weil er mit schwingvollem Gepränge auftritt, hat er junge Menschen von jeher stärker angezogen. Aber mit Goethe verbindet ihn die gleiche unbedingte Ueberzeugung von der grundlegenden Wichtigkeit echter Bildung für das tätige Leben. Auch unseren Frontkämpfern, soweit sie zum Aufbau des Dritten Reiches berufen sind, ist der Glaube an den Wert der Bildung keineswegs entschwunden. Wer das abstreitet, darf auch nicht auf die Erweckung des deutschen Gemüts durch „die Stimme des reinen Dichters“ hoffen; woher soll dann der Widerhall kommen? Was wir Frontsoldaten mit Recht ablehnen, das ist nur die kümmerliche Scheinbildung und das schattenhafte Aesthetentum, die sich in unfruchtbarer Schwäche, ängstlich und überheblich zugleich, vor der rauhen Forderung des Tages abschließen. Diese tränklichen Erscheinungen haben schon jahrzehntelang vor dem Krieg in Deutschland gewuchert, neben schäbigem Krämerium und hohlrasselnder sogenannter Realpolitik. Der Krieg ist nicht verloren worden, weil wir etwa an einem Uebermaß von Bildung gelitten hätten. Vielmehr hat uns reine Bildung gefehlt, die dem öden und selbstbewußten Materialismus willensmächtig entgegengetreten wäre. Darum verhallte selbst die prophetische Stimme von Hermann Burte, und sein Wiltfeber blieb ein Prebiger in der Wüste. Wenn sich also die sodomitische Austerbildung der Zeit auf die großen Weimaraner beruft, so sind sie sowenig schuld daran wie Bismarck, in dessen erlauchtem Namen seine Nachtreter unser politisches Erbgut in Halbheit, Dummheit und Feigheit veraast haben.

Bildung ohne Zucht, ohne Wille und Drang, tathast auf das Volk zu wirken, verdient ihren Namen nicht. Wo sie aber in Reinheit blüht, ist sie eine unentbehrliche Voraus-

setzung auch für große und dauerhafte politische Leistungen. Sie wirbt, sie hat Eroberungswillen. Nicht von Ungefähr habe ich Schiller die Worte in den Mund gelegt:

„Nur heller, spornender Befehl
Erhält ein Volk in Sinn und Saft.“

Goethe ging mit ebenbürtiger Eindringlichkeit stillere Wege zum gleichen Ziel, das Volkstum zu erneuern. Freilich ist es mit Bildung allein nicht getan; Leierklänge bewegen Felsen nur in Märchen. Aber auch der ungestüme Wille roher Kraft muß scheitern, wenn ihm nicht echte Bildung das Schwert schärft. Sie spornet ein Volk in Schicksalsstunden mit dem stolzen Bewußtsein einzigartigen Wertes und unveräußerlicher Sendung. Nur wer sie hat und ehrt, wird auch im Ringen um die deutsche Seele siegen!

Also sprach Sellpach: „Zwischen Wittenberg und Rom“

(Fortsetzung aus Nr. 23).

Ja, so wird es sein. Der Christ wird mit beiden Füßen in dieser Welt stehen müssen, ganz anders als seit dem Aufkommen des Christentums als Weltreligion irgend ein christliches Zeitalter in dieser Welt gestanden hat; „Lise and Wort“ bedeuten für jeden Menschen von heute etwas ganz anderes als für jeden Menschen von vorgestern; das Leben ist, trotz Krebs und Krieg, in der abendländischen Zivilisation beinahe allzu sicher geworden, und vor unsern Augen wächst eine Jugend herauf, in deren Seele zwei Enthusiasmen mit unausrottbarer Gewißheit eingeschrieben stehen: Herrschaft über die Naturkräfte (in der Technik) und Herrschaft über den eigenen Körper (im Sport). Wir gehören dieser Welt ganz anders an als jemals, selbst in der Antike, ein Menschheitsteil ihr angehört hat. Darum allein läßt sie sich nicht mehr irgendwie als störend, trennend eingeschoben und eines Tages Gott sei Dank ausgeschaltet zwischen uns und Gott denken. Das ist vorüber und kehrt nicht wieder, es sei denn, die Menschheit zerschläge ihre ganze technische Zivilisation und finge in den Höhlen mit wölfischen Gelüsten von vorne an; und dies ist unwahrscheinlich. Auch Christen müssen heute Kinder der Welt sein: die Welt ist eine Mittlerin zwischen ihnen und Gott geworden, um die herum es keinen Umweg zu Gott mehr gibt. In ihrer Gottesgliedschaft allein kann unsere Gottesgliedschaft erlebt werden.

Wie hat sich das geändert! Noch kein volles Menschenalter ist seither vergangen, und alle Schranken für das Kennen des Mitmenschen andern Geschlechts sind niedergelegt. Naht in jedem Betracht, leiblich und seelisch, stehen die Geschlechter voreinander. Schon die Kleidung gibt alle Geheimnisse preis, meist bereits im Alltag, gewiß im Sport; und seelische Verhüllung würde als Hysterie oder Böswilligkeit oder Lächerlichkeit gelten, kein Thema, das nicht zwischen den Fünfzehnjährigen spätestens ohne Scheu und ohne Rest besprochen würde. Was einst Werbung hieß und zwischen der Seligkeit der Erfüllung oder der Beschämung der Abweisung ausgespannt war, ist zu einer „Besprechung“ geworden, der die Probe und nach ihr die Besiegelung oder

der Abbruch folgt; fürs Leben will man sich erst binden, wenn man alles voneinander weiß, übrigens auch dann noch mit dem Vorbehalt, sich zu trennen, wenn die individuellen Entwicklungen auseinandergehen sollten. Und so lauten, völlig folgerichtig, die Forderungen dieser Liebe; Freiheit zur schrankenlosen Hingabe aneinander vor jeder Erwägung der Ehe. Findung des richtigen Partners auf diesem Wege des Probierens, Probe-Ehe ohne bindende Verpflichtungen, Empfängnisverhütung und, wenn sie versagt, Fruchtbeseitigung, Ehescheidung in jedem Augenblick, nach Uebereinkunft oder nach dem ausgesprochenen Wunsch auch nur eines Partners. Dies alles soll der Staat, soll sein Gesetz freigeben, soll die Sitte, soll ihr Gesetz billigen, ja heiligen.

Der werdende Mensch muß eine Haltung zu seinem Schuldgefühl einnehmen, als ob er der Schuld völlig Herr werden könnte. Er muß mit dem Unrechten ringen und ihm den äußersten Raum im Leben streitig machen. Nur so wird er das kleinste mögliche Maß an Unrecht tun — es bleibt noch immer groß genug. Mir selber und jedem Mitmenschen muß ich unermülich suggerieren, daß ich das Rechte tun kann, wenn ich nur will und daß mein Wille allein verantwortlich und, im Falle des Versagens, allein schuldig ist. Wider Paulus und Augustin, Luther und Calvin erheben sich, alle Jugend der Menschheit, alle un-verbrauchte und unbeirrte hinter sich, ebenso unsterblich wie jene, ebenso tiefe Wahrheit offenbarend

Pelagius und Erasmus

Rousseau und Schiller, Cartesius und Kant: der Mensch ist frei, das Gute zu wählen; er soll, denn er kann, wenn er will!

Der Mensch von heute, der Gottsucher dieser Zeit, wird sich vorstellen wollen, daß Gott von ewig her und auf ewig hin seinen Heiligen Geist ausgieße und daß ihm die Geschöpfe entgegenstreben, um seiner teilhaftig zu werden, wenn auch in verschiedener Klarheit und mit verschiedener Unterschiedenheit. Dies aber heißt, auch die Erlösung, mit der wir ja nur den gottseitigen Anteil des Heiligungsvorganges bezeichnen wollten, zu einem Gotteswirken von Ewigkeit zu Ewigkeit ausweiten.

Ja, hier stehen wir vor der Lebensfrage des Christentums!

Die Hüter des Kirchengogmas heißen es die Lebensfrage, daß der Glaube an die einmalige geschichtliche Erlösung durch das „Fleischwerden des Wortes“, durch Leben und Sterben des historischen Jesus, der zugleich göttlicher Christus war, aufrechterhalten bleibe.

Wir aber halten es für die Lebensfrage des Christentums: keineswegs daß dieser Glaube preisgegeben werde! — in der Mutter Kirche Hause sollen viele Wohnungen sein, wie es ein schönes biblisches Wort für des Vaters Gottes Haus versichert — wohl aber, daß er aus dem Brennpunkt an die Randzone der Christlichkeit rücke, wo er den Glauben einer Christentumschattierung neben andern, ebenfogut christlichen darstelle.

Denn es gilt nichts Geringeres, als das Christentum von der Vergottung des Menschen ebenso, wie von der Vermenschlichung Gottes zu reinigen.

Leibniz hatte gesagt, die Natur mache nirgends einen Sprung. Das ist so unbedingt ausgedrückt nicht haltbar. In der unserer Erfahrung zugänglichen Natur sehen wir drei, mindestens aber zwei ausgeprägte, unverkennbare Sprünge, Risse in der Stetigkeit der Natur. Der eine klaffende Riß findet sich zwischen Stoff und Leben. Das „missing link“ zwischen der belebten und unbelebten Natur ist nicht entdeckt. Die äußersten Grenzen sind auf der unbelebten Seite ein Stückchen vorgeschoben worden, dahin wird man etwa die Erscheinungen der flüssigen Kristalle zählen dürfen; aber daß ein noch so seltsamer fließender Kristall kein organisches Gebilde von der Wesenheit auch nur des winzigsten Bazillus oder eines roten Blutkörperchens ist, dabei gibt es kaum eine Meinungsverschiedenheit. Der unvermittelte Sprung bleibt; diese beiden Reiche der Natur überbrückt nur der Tod, der Lebendes zu Unbelebtem auflöst; nirgends wird nach unserer Erfahrung Unbelebtes zu Lebendem, sondern Lebendes entsteht nur aus Lebendem, omne vivum e vivo. Der zweite Riß geht zwischen Tier und Mensch. Auch hier fehlt das missing link. Gerade das exaktere Eindringen in die ethnologische Tatsachenwelt zeigt uns auch die „wildesten“ Naturvölker schon in einer Verwicklung und in Erscheinungsweise ihres geistigen Lebens, daß jeder Vergleich mit den körperlich nahestehenden Tieren entmutigt wird, um so mehr, als das letzte Jahrzehnt auch über diese Tiere, die Anthropoiden, die menschenähnlichen Affen, uns wertvolle Aufschlüsse aus systematischen Studien beschert hat. Kein Tier spricht, aber alle Menschen sprechen; kein Tier kennt seine Jungen nach dem Ablauf ihrer Pflege, und Entel kennt es überhaupt nicht, aber alle Völker zeigen die Verknüpfung mindestens dreier Generationen durch ein wirkendes Geschlechterbewußtsein; kein Tier läßt etwas von übersinnlichen Vorstellungen merken, aber keine Menschengruppe ist ohne solche; alle Erziehung bei Tieren ist nichts als Pflege, Hilfe und Schulung (bestenfalls!), aber es gibt keinen primitiven Menschenstamm, in dem nicht Ordnungen bestimmter Art die Heranwachsenden zur Beobachtung gewisser geistiger und sittlicher Haltungen und Verhaltungen nötigten. Der Sprung ist unvermittelt; auch die Pygmäen stehen dem Abendländer immer noch viel näher als dem Schimpanse, von jenem trennen sie Grade und Weisen, von diesem Wesenheit. Persönlich neige ich dazu, den Riß zwischen Tier und Pflanze für ebenso breit zu halten, doch darüber gibt es verschiedene Auffassungen und kann es sie geben. Mir scheint, daß ein Elefant dem Bandwurm wesenhaft nahesteht, während er vom Apfelbaum wesenhaft abgefordert und dieser wiederum einer Alge wesenhaft gleichartig ist; ob hier am untersten Ende wirklich „Protisten“ existieren, die eine Brücke herstellen, so daß man die Spaltpilze ebenfogut tierisch wie pflanzlich und die Amöben ebenfogut pflanzlich wie tierisch klassifizieren könnte, ist noch nicht zureichend entschieden. Die Kenntnis der krankmachenden Kleinlebewesen („pathogenen Mikroorganismen“) hat dazu nichts Stichhaltiges im Verhalten der Protozoen und der Bakterien aufgedeckt.

(Fortsetzung folgt)

Remarque, Renn, Schauwecker

Von Eugen Kühnemann

Das Kriegsbuch von Remarque ist der Aufschrei eines hilflosen Menschen, der von der Schulbank unvermittelt in das ungeheuerste Völlergehehen hineingestoßen wird und ohne Rat und Ausblick vor den unverständlichen Entsetzlichkeiten steht. In einer Weise, die fast etwas Rührendes hat, verrät sich immer wieder, wie ein grenzenlos verschüchtertes Kind hier seine Rachegefühle entläßt: der besonders um seiner großen Worte willen den Schulknaben verhaßte Oberlehrer muß selbst in Dreck und Todesnot hinein, der böse Unteroffizier, der — ein neuer Dr. Faust — alle Legenden des Kasernengeschwäzes auf sich vereinigt —, ach! wenn man ihn doch einmal windelweich prügeln könnte —, ein Wunsch der sich auf den Seiten des Buches Erfüllung schafft —, ach! wenn er einmal selbst in den Furchtbarkeiten der Front stünde und dann jämmerlich versagte! Auch diesem Wunsche wird novellistische Selbstbefriedigung zuteil. Genau so kindlich bildet in all dem Hungern und Entbehren das Verlangen nach fetter Schlemmerei sich phantastische Wunschbilder — seltsam aus Bier und Derbheit gemischt. Keinerlei Gesichtskreis weitet sich um das Buch —, der Himmel liegt in eherner Enge um den Knabensinn. Keinerlei Anteil an den großen Weltfragen, völlige Gleichgültigkeit für Sein und Nichtsein der Nation! Kein Blick für das neue Heroentum, das die furchtbare Zeit hervorbringt! Kaum einmal ist ein Beginn von Verständnis für das großartige Führertum der jungen Offiziere da. Aber selbst in diese enge und undüsterte Welt fällt ein schwacher Schimmer von dem heiligen Licht der Kameradschaft —, freilich nur wie von einer kümmerlichen Laterne hinter Oelpapier in einem dunkeln Stall. Nun aber gab diesem Armen ein Gott zu sagen, was er leidet. Das Kind in seinem Verlangen nach unverkümmertem Glück, in seinem Sehnen nach verständnisvoller Liebe, ja geradezu nach Mütterlichkeit, hat aus der neuen Erzählliteratur die Ausdrucksformen schlichter, ergreifender Rede gelernt. Der ungeheuere Erfolg des Buches macht es zum Erschrecken offenbar, daß weiteste Kreise der heutigen Menschen genau so ratlos verschüchtert vor dem Ungeheuer der Zeit stehen. Es ist Schrifttum wie — nach Platon — das der Sophisten, das dem irr umhertaumelnden Volke sagt was es hören will, um sich in seinem sittlichen Versagen vor sich selbst gerechtfertigt zu wissen. Ein solcher Trank steigert die Krankheit, anstatt sie zu heilen. Nicht der heilige Geist der Wahrheit waltet, sondern der Wahntaumel in seinen Orgien dahin. Wer Renn und Schauwecker vor Remarque gelesen hat, auf den macht „Im Westen nichts Neues“ nicht den geringsten Eindruck oder höchstens den einer unerträglichen Schwächlichkeit.

Renn ist der grimmige Mannsklerl, der das Grausige nimmt wie es nun ist. Da stehen die gewaltigen weltgeschichtlichen Namen: Vormarsch, Stellungskrieg, Sommeschlacht, Aisne — Champagneschlacht, Märzoffensive, Zusammenbruch. Aber immer übersehen wir nur den winzigen Ausschnitt, in dem der Einzelne stand. Das ist die große Bitterkeit in diesem neuen Heldentum: ausharren ohne eine Ahnung wie es steht und was geschieht. Verloren in einem

All der Furchterlichkeiten, das mit dämonischen Kräften über uns waltet und mit uns spielt, ohne einen Augenblick zu fragen wer wir sind und was etwa unser Anspruch an das Leben ist. Menschendasein wird in seine primitiven Urnotwendigkeit zurückversetzt: der wilde Urmench steht wieder ganz allein vor den furchtbarsten gewaltigen Ungeheuern. Jede Verfeinerung eines entwickelten, reich ausgebildeten Gesellschaftszustandes versinkt. Mensch und Schicksal füllen allein die unermesslichen Räume. Aber da erwächst nun der wirkliche Mannessinn zum Dasein. Es sei wie es wolle, aber es muß sein, und darum nie versagende Bereitschaft bis zum Letzten. Hier leuchtet als ein heiliges Licht die Kameradschaft auf und schafft eine Gemeinschaft von Leben zu Leben, von der der Alltag des Friedens nichts wußte: die Todesgemeinschaft um einer einzig großen Sache willen, ob wir sie nun verstehen oder nicht. Hier gedeiht die wort- und phrasenlose Verehrung für den Führer, der dem Ruf der Stunde gewachsen ist. Hier erwächst ein tödlicher Haß gegen den Unechten, der auch in einem solchen Geschehen nur die Gelegenheit der gemeinen Streberei erspäht. Das Kriegsschicksal scheidet wie ein untrügliches Wasser das Unehnte vom Echten. Wie wenige ist Renns „Krieg“ ein durch und durch männliches Buch. —

In Schauwecker hat die deutsche Nation einen neuen großen Schriftsteller erhalten. Bei den meisten ist die Sprache ein Mittel der Verständigung und Mitteilung, bei Schauwecker ist sie ein lebendiges Wesen, das atmet und von einem seltsamen Eigenleben aus großem Reichtum und großen Tiefen zeugt. Ein bis in die letzte Ader deutsches Buch! Der Jüngling, der in den gefährlichen Jahren der akademischen Freiheit durch eine große Liebe bewahrt wird. Der Krieg in seinem Hin- und Herwogen zwischen Bewegung und Verfestigung. Hier erwächst dem Ereignis, das mit keinem der Vergangenheit auch nur zu vergleichen ist, die ebenbürtige epische Kraft des großen Darstellers und Dichters. Dies sind die Flammzüge, in denen das menschliche Erleben des Krieges sein Gesicht enthüllt. Aber Hand in Hand mit dem unvergleichlichen Erleben geht ein gleich großes Begreifen. Was selbst bei Renn doch immer im Dumpfen bleibt, freilich aber im Dumpfen bereits mit der Lauterkeit des reinen Willens aufleuchtet, das wird bei Schauwecker das heilige Verstehen eines neuen Lebenssinnes. Alles Alte wird schattenhaft und verbleicht, das ganze Leben der Heimat bis in das Elternhaus hinein wird ein Jenseits des fernen, fernen Ufers, durch ein Meer von uns geschieden. Hier aber ist es, — hier schließt sich die Truppe mit dem geborenen Führer wie ein einziger Leib zusammen. Hier reißt der Tod Glied um Glied aus der Einheit des Lebens, die uns alles ward, — was tut's. Dies Leben ist das ewige Leben der Nation, die nun erst geboren wird —, nun erst sich weiß als die, in der wir alle Brüder sind, alle nur als brüderliche Gemeinschaft des einen einzigen Dienstes der Deutschtum etwas bedeuten. Deutschtum bedeutet unsere heilige Pflicht für die Menschheit. Die Wellen des Unsinns schlagen am Ende über den Tapferen zusammen, die Geliebte selbst stirbt am Kriege und offenbart sich mitten in der Schlacht als ein seliger Schatten. Aber — wir haben Deutschland gefunden und zum ersten Male erkannt. Dieser große Schriftsteller und Dichter des „Aufbruchs der Nation“ vereint mit der Kraft der epischen Schilderung die

Gabe des Propheten, dem aus den Trümmern das Gesicht der besseren Zukunft aufsteigt. Kein pathetisches Wort ist in dem großen, unendlich schlichten und leuchten Buch. Aber eine heilige Gewißheit klingt in ihm.

„... über eine Generation zu berichten, die vom Kriege zerstört wurde — auch wenn sie seinen Granaten entkam“ (Remarque). „Wir mußten den Krieg verlieren, um die Nation zu gewinnen“ (Schauswecker). Das ist das Gesetz der Natur, daß im Kampf ums Dasein der Schwache zugrunde geht, der Starke aber aus seiner Stärke zu höherem Leben komme.

National=revolutionär!

In den „Schweizerischen Monatsheften“ lesen wir Seite 423 folgende treffende Schilderung der deutschen Lage:

Kennzeichnend scheint für die Pläne Hitlers und Hugensbergs die beiden gemeinsame Ueberzeugung, daß es möglich sein wird, auf legalem parlamentarischem Wege durch Erringung der parlamentarischen Mehrheit das Reich für eine Rechtsregierung zu erobern, die dann schon fertig würde mit dem roten Preußen, von dem man nicht mit Unrecht annimmt, daß es sich bis zum Äußersten wehren würde, woraus ja auch die führenden Männer kein Hehl machen (siehe letzte Rede Severings).

Angeichts der Gegenkräfte — hinter der jetzigen Reichsregierung und hinter dem roten Preußen Brauns und Severings, d. h. hinter dem heutigen offiziellen Deutschland stehen ja die Youngmächte — scheint es sehr fraglich, ob diese optimistischen Parolen der Rechten: legale Eroberung des Reichs durch die Erzwingung der parlamentarischen Mehrheit, wobei man sich vor allem auf die revolutionierende Kraft des wirtschaftlichen Druckes verläßt — wirklichkeitsnah, ja ob sie überhaupt tief genug begründet sind. Ob nicht vielleicht gerade durch den Druck der Rechten der Regierung Brüning auch außenpolitische Erfolge beschert werden. Man denke doch an die immer stärker werdenden Stimmen des Auslandes, die von Moratorium und Revision sprechen, man denke an Hervé, der unter dem Eindruck der wirklich ungeheuren Wucht des Stahlhelmtages von Koblenz steht. Es zeigen sich schon heute Anzeichen dafür, daß das Ausland noch einmal großzügig borgen wird. Was ist auch für das im Gelde schwimmende Frankreich eine Milliarde Mark, die doch nicht geschickter angelegt werden könnte als in Deutschland, das man dadurch wiederum vor dem Zugriff der deutschen Befreiungsbewegung, vor dem „Schatten Hitlers“, retten könnte. Wenn nicht alles trügt, richtet sich das heute an der Herrschaft befindliche Deutschland, das Hugensberg in Stettin das Rheinbundeutschland genannt hat, ganz auf eine Diktatur ein, auf eine Diktatur im Dienste der Youngmächte. Wie sollte man anders die notwendige Senkung des Lebensstandes der Weltkolonie Deutschland auf die Dauer erreichen können, als durch eine Diktatur der Regierung, die in den letzten Jahren immer mehr der Exponent des Auslandes werden mußte, gegen das Parlament, das immer mehr der Exponent des national=revolutionären, verzweifelten Befreiungswillens der Masse werden muß.

Und an diesem Punkte gilt es durch die Vorgänge an der Oberfläche, durch die Ereignisse des Vordergrundes hindurchzuschauen in den Hintergrund der deutschen Lage und Politik. Alle Ereignisse des politischen Alltages treten im heutigen Deutschland immer klarer und deutlicher in Beziehung zu ihrem großen Sinn: der deutschen Befreiung. Diese aber ist, da sie von einer inneren Neubildung, von einem inneren Umbau abhängt, ein Vorgang in der staatlichen Substanz des deutschen Volkes.

Wenn man in einem großen Strome schwimmt, der noch nahe an seinem Ursprung im Hochgebirge strömt, hört man am Grunde das Rauschen der mitgerissenen Felsen und Gesteine. Wer in die Tiefe der deutschen national=revolutionären Bewegung zu lauschen versteht, der erlauscht

Michel als Simson

Hochwürdiger Herr Doktor Klaas!

Mich freute, was ich gestern las.

Sie schreiben, daß Sie Michel sehn
Als Simson Feindesmühlen drehn,
Bis er, von Haß und Hohn umgellt,
Die Fesseln sprengt, die Säulen fällt,
Und in der Kraft aus Gottes Geist
Die Feinde mit zu Boden reißt.

So schrieb ich schon vor dreizehn Jahren,
Als wir noch scheinbar Sieger waren,
(— In Lust und Leiden trat der Hüne,
Ein Bildnis Michels, auf die Bühne —)
Ich sah es einst, Sie sehn es nun — —

— — — — —
Wann werden wir wie Simson tun?

B.

das Sich-Finden der tieferen Nationalisten, der echten Revolutionäre, des letzten Aufgebotes der staatlichen Substanz des Deutschen Reiches.

Wird der wilde Strom der Massenbewegung die Geduld, werden seine Führer die Großzügigkeit und Weitherzigkeit haben zu warten, ja vielleicht sogar abzutreten, bis über die Grenzen der verschiedenen Gruppen und Bewegungen und Bünde und Parteiungen hinweg, sich die Schicht jener Männer gefunden hat und in ihrem Geist und ihrer Haltung machtvoll genug geworden ist, bis jenes deutsche Aufgebot erstanden ist, das die Aufgabe meistert: das Neue Deutsche Reich.

Die Arbeiter im Oberbruch

1780

Was hält die Kalesche dort vor den Baracken?
Der Platz ist von schweigenden Menschen erfüllt,
Den Hut in der Hand, mit gebogenem Nacken,
Die Blicke so stumpf und die Stirnen zerkrüßt,
Denn Arbeit im sumpfigen Oberbruch tötet,
Und hinter den Männern stehn Weiber verhärtet.
Wie Blut scheint das Moor von der Sonne gerötet,
Die Kasse sind schwirrend von Mücken umschwärmt.

Da öffnet die Brettertür sich aus dem Spittel,
Der Mann mit dem Krückstock steht klein auf dem Damm
Und schaut auf die Männer im leinenen Kittel,
Wie Holzbilder stehen die Arbeiter stramm,
Der König schaut forschend herum in die Runde,
Wo ohne ein Wort so viel Not sich ihm klagt,
Man sieht seinen Kummer am faltigen Munde,
Da zieht er den Hut vor dem Volk ab und sagt:

„Ihr schafft hier ein Werk, das die Engel euch danken,
Den Lebensraum einer erwachten Nation,
Wenn hier auf dem Oedland die Fruchthalme wanken,
Das bleibt über Gräber weg ewiger Lohn!
Ich sehe Gesichter mit brandigen Narben,
Und hier steht ein Mann, der den Fuß auch verlor:
Wer diente im Feld für die preussischen Farben?“
Die Mehrzahl der härtigen Männer tritt vor.

Er fragt nach der Truppe und nach jedem Namen,
Sie sagen dem König, er drückt ihre Hand,
In welcher Bataille sie Wunden bekamen.

„Ihr seid meine Treuesten im preussischen Land,
Einst mit den Gewehren und heut mit den Spaten,
Um Liebe heut alles, einst alles um Haß,
Wo Not ist, fürwahr, auf die alten Soldaten
Ist immer im Staat noch der beste Verlaß!“

Das Leben ist Mühe und Arbeit gewesen,
Solange der Mensch diese Erde bewohnt,
Ihr habt in der Bibel das Wort auch gelesen,
Daß sich unser Dasein durch Arbeit nur lohnt:
Je schwerer der Stand, um so stolzer die Schwingen,
Womit sich die Seelen der Sieger befrein!“
Man hört aus dem Siechenhaus Wehklagen dringen,
Das schleicht wie ein Hohn durch die schweigenden Reihn.

Da humpelt ein Stelzfuß hervor aus der Mitte,
Bei Prag hat die Kugel sein Bein ihm geraubt,
Und fragt seinen Landesherrn schlicht mit der Bitte,
Ob er von der Leber ein Wort ihm erlaubt.
Der König nickt lächelnd und steigt in den Wagen:
„Noch nie hat man Gutes mit Zwang unterdrückt,
Und darf man die Wahrheit im Staat nicht mehr sagen,
Verliert er die Kraft, die den Bürger beglückt!“

Der Schnauzbart winkt seinen Gefellen verstoßen:
„Hät uns der Inspektor den Sermon gesagt,
So könnte der Teufel den Prediger holen,
Denn hier ist der Mensch wie vom Schinder geplagt,
Weil wir von der Front unsern Fries aber kennen,
Der selber sein Tagwerk bis Mitternacht tut,
So sag ich: es lebe der König!“ Da brennen
Die Augen, sie jubeln, sie schwingen den Hut!

Sie sehen den Krückstock des Königs noch winken,
Bis holpernd die Kutsche ins Erlensholz biegt.
Die Sonne geht unter, die Moorlachen blinken,
Im Schilf rauscht es auf, wo ein Entenschwarm fliegt,
Die Nachtnebel steigen in mond hellen Schwaden.
Im Krug wird es hell, wo das Braubier jetzt rinnt,
Da klingen die Lieder der alten Soldaten,
Mit denen der König ein Land neu gewinnt.

Heidelberg

Urban Greif

(Aus dem zweiten Balladenbuch: „Deutsche Ahnenbilder“)

Bülow's „Denkwürdigkeiten“ *)

Von Dr. E. E. Brähler

Nun ist der zweite Band der Denkwürdigkeiten des Fürsten Bülow erschienen.*) Er reicht von der Marokkokrise bis zum Abschied (1903—1909). Der Eindruck, den man durch den ersten Band erhielt, hat sich durch den zweiten noch wesentlich vertieft. Wieder wird eine Reihe völlig gleichgültiger Lobesbriefe und Anerkennungschriften aller möglichen Persönlichkeiten abgedruckt, die beweisen sollen, welch fabelhafter Staatsmann Bülow gewesen ist. Wieder begegnet einem auf Schritt und Tritt eine Selbstüberhebung und Eitelkeit, die ans Groteske grenzt. Wieder wird in der epischen Breite des geschwägigen Greises und mit einer wahren Freude am Schmutz eine Klatschgeschichte nach der andern berichtet. Diskretion ist Bülow keine Ehrensache! Wieder ist allenthalben das Bestreben offenkundig, an Kaiser Wilhelm II. kleinliche posthume Rache zu nehmen. Wieder begegnet man einer geradezu hämischen Kritik, beispielsweise an Herbert Bismarck, den Bülow einmal als seinen besten Freund bezeichnete!

Nur sich selber sieht der Verfasser kritiklos und bewundernd gegenüber. Alles was er tat ist gut. Daß während seiner Reichskanzlerschaft Deutschlands Einkreisung vollendet wurde, davon hat Fürst Bülow nichts zu bemerken vermocht. Seine unfähigen Nachfolger und der Kaiser sind daran schuld. In der Villa Malta hat er auf einer Etage alle möglichen Geschenke ausländischer Fürstlichkeiten gesammelt: eine Tabatiere von Eduard VII., dessen Büste und die seiner Frau, ein Bild der Königin Alexandra, zwei Porträts des letzten Zaren, Bilder der Großfürstin Maria Pawlowna, der Königin Olga von Griechenland, des Königs-paares von Rumänien, der Kaiserin von China und vieler anderer. „Ein geistreicher deutscher Freund“ wurde durch diese (von Bülow mit stolzem Behagen aufgezählte Sammlung von Belanglosigkeiten!) zu der Bemerkung veranlaßt: „Ich finde Sie umgeben von den Trümmern der Bethmann-Hollweg'schen Politik“ (S. 74). Da kann man nichts machen, da sieht man machtlos vis-a-vis!

Oberflächlich, tänzelnd möchte man sagen, wird die Einkreisung behandelt. Bülow sah die Gefahr gar nicht. Geradezu leichtfertig spricht er mehrfach davon, daß Deutschland im Grunde ja seit dem Vertrag von Verdun eingekreist sei! Im Munde des verantwortlichen politischen Leiters eine ungeheuerliche Behauptung, die die historischen Kenntnisse, deren sich Bülow so gerne und so oft rühmt, förmlich niederknüttelt. Seine ganze Sorglosigkeit und sein mangelnder Ernst werden dadurch schlagartig offenbar.

Charakteristisch für Bülow's leichte Oberflächlichkeit ist auch die Charakterisierung Eduards VII. Er berichtet auf Seite 26 ff. über eine Unterredung mit diesem während des Kieler Besuchs im Jahre 1904 und resümiert (S. 29) so: „Wenn ich mir die Unterredung, die ich ihrer historischen Bedeutung wegen auf Grund einer sofortigen Aufzeichnung, fast wörtlich wiedergegeben habe, rückschauend vergegenwärtige, so steht für mich heute wie damals fest, daß das eifrigste Bestreben des Königs war und blieb, Deutschland

*) Bernhard Fürst v. Bülow, Denkwürdigkeiten. Von der Marokkokrise bis zum Abschied. Herausgegeben von Franz v. Stockhammern. Im Verlag Ullstein, Berlin. Preis 17 RM.

und Rußland auseinanderzuhalten.“ Die absolute Friedensliebe Eduards VII. wird weiter mehrfach als feststehend behauptet. Was aber liest man auf Seite 114? „Am 31. April (sic!!) 1905 traf der König auf der Rückkehr von Nizza nochmals in Paris ein und empfing dort Delcassé zu eingehender Rücksprache. Eduard VII. tat alles, was in seinen Kräften stand, um den deutsch-französischen Streit erbitterter werden zu lassen, wie er sich auch drei Jahre später eifrig bemühte, während der bosnischen Krise Rußland gegen Deutschland aufzuheizen. Er war ein geschickter Giftmischer.“

Man traut erst seinen Augen nicht, obwohl einen Bülow an vieles gewöhnt hat, schon im ersten Band. Aber hier steht es schwarz auf weiß. Eine derartige leichtfertige Oberflächlichkeit ist beispiellos in unserer Memoirenliteratur. Aber sie ist ganz charakteristisch für Bülow.

Wieder jagt ein Zitat das andere. Bülow hat geradezu kindischen Stolz auf sein Gedächtnis und seine Belesenheit. Man lacht manchmal laut auf, wenn mit sattem Behagen ein besonders entlegenes Zitat kommt. Auf Seite 135 steht folgendes: „So wahr ist das Wort, das einst der alte Destouches geprägt hat: La critique est aisée et l'art est difficile.“ Wer war „der alte Destouches“? Nun der Vielwisser Bülow gibt uns gleich Auskunft: „Der war ein Favorit des Regenten von Frankreich, des Herzogs Philipp von Orleans. Er schrieb eine seiner Zeit berühmte Komödie: „Le Glorieux“, die am 18. Januar 1732, genau einunddreißig Jahre nach der Krönung des ersten Preußenkönigs, (!!) in Paris aufgeführt wurde. In ihr befindet sich jene treffliche Bemerkung über Kritik und Kunst.“ So jetzt wissen wirs ganz genau! Ein schlichter Mensch aber, ein Nichtbülow, hätte geschrieben: „Kritisieren ist leicht, Bessermachen schwer.“ Das hätte dem prunkhaften Bülow aber keine Möglichkeit gegeben, sein Licht leuchten zu lassen.

Nach den Wahlen von 1907 zogen „tausende patriotische Bürger“ vor das Reichskanzlerpalais (S. 279 f.) „ich mußte wieder erscheinen und wies darauf hin: wer bei den Stichwahlen wie bei den Hauptwahlen gesiegt habe, das sei der deutsche Geist,

Der gekämpft hat allerwegen,
Der noch kämpft zu jeder Frist,
Und der darum nicht erlegen,
Weil er ja unsterblich ist.

Von verschiedenen Seiten, auch brieflich gefragt, von wem diese Verse wären, wußte ich keine Antwort. Umso erfreuter war ich, als mir der Oberlandesgerichtsrat Creizenach aus Frankfurt a. M. schrieb, daß die Verse von seinem verstorbenen Vater stammten, dem Professor der Geschichte am dortigen städtischen Gymnasium, Dr. Theodor Creizenach, dessen ich in meinen „Jugenderinnerungen“ gedacht habe. Als Quartaner war ich im Winter 1861/62 sein lernbegieriger Schüler gewesen, und sein schönes Gedicht auf den unsterblichen deutschen Geist hatte sechsundvierzig Jahre lang (!!!) in meinem Gedächtnis gehaftet.“ Einfach fabelhaft!

Bülow hat zu jeder Situation sein Zitat in der Westentasche. Ja, ja, „denn eben, wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein“.

Und die Begriffe fehlten! Das ist das Grauenhafte an diesem Buche, daß man erkennt, daß dieser Mann in seiner leichtfertigen Art niemals imstande war, Deutschland wirklich

zu führen. Er beruft sich immer wieder auf Bismarck. Aber ebenso wie sein armseliges Memoirenmachwerk himmelweit absticht von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ („Den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft“), so himmelweit ist Bülows „Politik“ entfernt von der Genialität des Reichsgründers.

Wer Bülows Geschreibsel gelesen hat, der nehme un mittelbar hinterher einen Band der „Gedanken und Erinnerungen“ zur Hand. Er liest dann nach Hintertreppenliteratur echte Klassik.

Die „Basler Nachrichten“ zerreißen Hitler!

Man erinnert sich noch gut, wie die „Basler Nachrichten“ den greisen Hindenburg behandelten, als er 1925 zur Wahl stand. Im gleichen verständnislosen und übelwollenden Ton schreibt heute in Nr. 347 das freundnachbarliche Blatt über Hitler, den Führer des erwachenden Deutschlands. Hitler wird als ein gewöhnlich aussehender, ungebildeter, schlechtgebauter, schlechtkleideter, judenblütiger (!) ordinärer dummer Kerl hingestellt. . .

Um unsern Lesern einen Begriff davon zu geben, wie Hitler auf einen hervorragenden geistigen Mann wirkte, drucken wir hier das Wesentliche eines Briefes ab, welchen der große Kulturphilosoph H. St. Chamberlain, der Verfasser der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“, der Schwiegersohn Richard Wagners, im Jahr 1923 an Hitler richtete, als dieser ihn besucht hatte.

D. M.

Houston Stewart Chamberlain

an Adolf Hitler

Bayreuth, den 7. Oktober 1923

Sehr geehrter, lieber Herr Hitler!

Sie haben alles Recht, diesen Ueberfall nicht zu erwarten; haben Sie doch mit eigenen Augen erlebt, wie schwer ich Worte auszusprechen vermag. Jedoch ich vermag dem Drange, einige Worte zu Ihnen zu sprechen, nicht zu widerstehen. Ich denke es mir aber ganz einseitig — das heißt, ich erwarte keine Antwort von Ihnen.

Es hat meine Gedanken beschäftigt, wieso gerade Sie, der Sie in so seltenem Grade ein Erwecker der Seelen aus dem Schlaf und Schlendrian sind, mir einen so langen und erquickenden Schlaf neulich schenkten, wie ich einen ähnlichen nicht erlebt habe seit dem verhängnisvollen Tag des August 1914, wo das tödliche Leiden mich besiel.

Jetzt glaube ich einzusehen, daß dies Ihr Wesen bezeichnet und sozusagen umschließt: der wahre Erwecker ist zugleich Spender der Ruhe. Sie sind ja garnicht wie Sie mir geschildert waren, ein Fanatiker, vielmehr möchte ich Sie als den unmittelbaren Gegensatz eines Fanatiklers bezeichnen. Der Fanatiker erhit die Köpfe; Sie erwärmen die Herzen. Der Fanatiker will überreden; Sie wollen überzeugen — nur überzeugen — und darum gelingt es Ihnen auch. Ja, ich möchte Sie ebenfalls für das Gegenteil eines Politikers — dieses Wort im landläufigen Sinne aufgefaßt — erklären; denn die Achse aller Politik ist die Parteiangehörigkeit, während bei Ihnen alle

Parteien verschwinden — aufgezehrt von der Blut der Vaterlandsliebe.

Sie haben Gewaltiges zu leisten vor sich, aber trotz Ihrer Willenskraft halte ich Sie nicht für einen Gewaltmenschen. Sie kennen Goethes Unterscheidung zwischen Gewalt und Gewalt. Es gibt eine Gewalt, die aus Chaos stammt und zu Chaos hinführt, und es gibt eine Gewalt, deren Wesen es ist, Kosmos zu gestalten; und von dieser sagt er: „Sie bildet regelnd jegliche Gestalt und selbst im Großen ist es nicht Gewalt!“ In solchem Kosmos-bildenden Sinne meine ich es, wenn ich Sie zu den auferbauenden, nicht zu den gewaltsamen Menschen gezählt wissen will. Ich frage mich immer, ob der Mangel an politischem Instinkt, der an den Deutschen so allgemein gerügt wird, nicht ein Symptom für eine viel tiefere staatsbildende Anlage ist? Das Ideal der Politik wäre, keine zu haben, aber diese Nichtpolitik müßte freimütig bekannt und mit Macht der Welt aufgedrungen werden. Nichts wird erreicht, solange das parlamentarische System herrscht. Für das haben die Deutschen weiß Gott keinen Funken Talent. Sein Obwalten halte ich für das größte Unglück; es kann nur immer und immer wieder in den Sumpf führen und alle Pläne für Genesung und Hebung des Vaterlandes zu Fall bringen.

Aber ich weiche ab von meinem Thema: denn ich wollte nur von Ihnen sprechen. Daß Sie mir Ruhe gaben, liegt sehr viel an Ihrem Auge und an Ihren Handgebärden. Ihr Auge ist gleichsam mit Händen begabt; es erfährt den Menschen und hält ihn fest, und es ist Ihnen eigentümlich, in jedem Augenblick die Rede an einen besonderen unter den Zuhörern zu richten — das bemerkte ich als durchaus charakteristisch. Und was die Hände anbetrifft, sie sind so ausdrucksvoll in ihren Bewegungen, daß sie hierin mit den Augen wetteifern. So ein Mann kann schon einem armen geplagten Geist Ruhe spenden! Und gar wenn er dem Dienste des Vaterlandes gewidmet ist.

Mein Glaube an das Deutschtum hat nicht einen Augenblick gewankt. Jedoch hatte mein Hoffen — ich gestehe es — eine tiefe Ebbe erreicht. Sie haben den Zustand meiner Seele mit einem Schlage umgewandelt. Daß Deutschland in der Stunde seiner höchsten Not sich einen Hitler gebiert, das bezeugt sein Lebendigkeit. — Desgleichen die Wirkungen, die von ihm ausgehen. Denn diese zwei Dinge — die Persönlichkeit und ihre Wirkung — gehören zusammen . . .

Gottes Schutz sei bei Ihnen!

Houston Stewart Chamberlain.

1925 und 1930

Im Jahre 1925 war in Lörrach eine große Gewerbe- und Industrieausstellung. Sie hatte bedeutenden Erfolg. Sie zeigte den Aufbauwillen Deutschlands. Basler und Markgräfler hatten ihre Tage in Lörrach. Hoffnungsfrohes Leben herrschte im Volke. Vor fünf Jahren! Und heute?

Für einen Narren würde man Jeden erklären, der heute eine solche Große Ausstellung vorschlagen wollte. Die Industrie liegt darnieder. Das Gewerbe siecht dahin. Die

Stadt hat kein Geld. Die Arbeiter keine Arbeit. Die kleinen Zusammenbrüche kündigen den großen an.

Das ist die Frucht der Unterwerfungs- und Erfüllungspolitik. Das hat die Demokratie vollbracht! Dies verdanken wir der Herrschaft des Marxismus im Bunde mit dem Zentrum und dem liberalen Bürgertum.

Wir standen 1925 besser da als 1930! Also war der Weg, den wir gingen, falsch; er brachte uns nicht empor, sondern herunter! Deshalb bekämpfen wir das System der Erfüllungs- und Locarnopolitik und stellen uns in die Reihen der nationalen Opposition!

Lärm in der Nacht

(Humoreske)

Der Bürger Wohlzuruhn erwachte Nachts um ein Uhr vom Lärm eines furchtbaren Schnellfeuers. Er sprang aus dem Bette und sah einen Motorradfahrer vorbeisaußen, dessen Knalle er für Schüsse gehalten hatte. Ein Schutzmann stand unbewegt auf der Straße. „Warum notieren Sie diesen verdammten Knatterer nicht?“ rief Wohlzuruhn. — „Motorräder sind zugelassen!“ entgegnete der Wachtmeister Strammzustehn. „Aber der Kerl macht doch einen saumäßigen Lärm!“ fauchte der Bürger. „Es ist Sporzbewegung, Herr!“ schnarrte der Blaue.

Wohlzuruhn sank erschöpft und erkältet in seine Kissen und döste, bis er wieder geweckt wurde. Dies Mal durch ein lautes Hämmern. Er streckte sein wütendes Gesicht aus dem Fenster und sah einen Mann, der ein langes Brett hochkant zwischen den Beinen hielt, wie Knaben ihre Steckenpferde. Mit einem Hammer schlug der Reiter an das Holz, daß es dröhnte. Der Wachtmeister sprach mit dem Steckenpferdler: „Wie heißen Sie, wo wohnen Sie? Sie verüben hier nächtliche Ruhestörung!“ — „Was, Herr Wachtmeister,“ maulte der Brettschläger, „Sie kennen nicht den Meschugal-Marsch-Apparat zur Stärkung der Nerven und Förderung der Volksgesundheit!? Er stammt aus Amerika und ist die neueste Sporzbewegung . . .!“ „Schreiben Sie den Kerl auf, den verrückten, den Radaumacher!“ — schrie Wohlzuruhn vom Fenster herab. — „Was fällt Ihnen ein, so zu schreien, Herr Wohlzuruhn, ich muß Sie melden!“ sagte streng der Polizeimann und notierte sich Alles.

Während dieser Szene kam ein Mann die Straße her und summt ein altes Volkslied. Der Mann in Uniform bekam große Augen und hörte gespannt hin. Kein Zweifel! Es war das Lied der Sechser in Konstanz: „Auf Hohenzollerns steilen Felsen wohnt unverzagte Eintracht nur!“ Der Sänger wurde zwangsgestellt.

Nach vierzehn Tagen bekam der Knatterer den Großen staatlichen Preis für Volks-Betäubung, der Brettschläger einen Lehrauftrag für die neueste Sporzbewegung an der Hochschule für Leibesübungen, der Summer des Liedes drei Monate Gefängnis wegen Vergehens gegen das Republik-schutzgesetz und der Bürger Wohlzuruhn eine ruhige Stelle in der Illenau.

Der Lärm blieb und dauert fort . . .

Verlag: Der Markgräfler. Für die Schriftleitung verantwortlich: Fritz Heinz Auer Lörrach. Geschäftsstelle, Verlag und Schriftleitung: Lörrach, Baslerstraße 6, „Hansabau“, Postfach 188, Fernsprecher 2344. Druck der Wiesentäler Handelsdruckerrei Carl W. Auer Lörrach. Postcheckkonto: Karlsruhe No. 41658 „Der Markgräfler“.